

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Rückkehr der hl. Familie aus Aegypten.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, da der Entschluß der hl. Familie bekannt wurde, kamen viele Leute sehr betrübt zu ihnen, Abschied zu nehmen, und brachten ihnen allerlei Geschenke in kleinen Gefäßen von Bast. Diese Leute waren aufrichtig betrübt. Sie waren teils Juden, zum größeren Teil aber bekehrte Heiden. Die Juden waren im Ganzen hierzulande so in Abgötterei versunken, daß sie schier nicht mehr zu erkennen waren. Doch gab es auch Menschen hier, welche froh waren, daß die hl. Familie fortreiste, denn sie hielten sie für Zauberer, die alles durch den mächtigsten der bösen Geister vermöchten.

Ich sah unter den guten Leuten, welche ihnen Geschenke brachten, auch Mütter mit ihren Knäbchen, welche Gespielen Jesu gewesen waren, besonders aber eine vornehme Frau dieser Stadt, mit ihrem mehrjährigen Söhnlein, welches sie den „Marienjohn“ zu nennen pflegte; denn diese Frau hatte sich lange nach Kindern gesehnt, und Gott hatte sie auf das Gebet der hl. Jungfrau mit diesem Knaben gesegnet. Ich sah, daß sie dem Jesuknaben Geld schenkte; es waren dreieckige, gelbe, weiße und braune Stücker. Jesus blickte beim Empfang seine Mutter an.

Als Josef das nötigste Geräte auf den Esel gepackt hatte, traten sie von allen diesen Freunden begleitet ihre Reise an. Es war noch dasselbe Lasttier, auf welchem Maria nach Bethlehem gereist war. Auf der Flucht nach Aegypten hatten sie auch noch eine Eselin bei sich gehabt, die aber Josef in der Not verkaufte. Sie zogen zwischen On und dem Judenort hin und wandten sich dann mittäglich zu der Quelle, die auf das Gebet Marias entsprungen war, ehe sie nach On oder Heliopolis gekommen waren. Es war hier inzwischen alles ganz grün geworden. Der Quell umfloß rings einen Garten, der im Viereck von Balsamstauden umgeben war. In der Mitte standen junge Frucht-bäume, wie Datteln, Sykomoren und dergleichen. Die Balsamstauden waren bereits so groß wie mäßige Weinreben. Josef hatte kleine Gefäße aus Baumbast gemacht; sie waren an gewissen Stellen verpicht, sonst sehr glatt und zierlich. Er machte öfters, wenn sie auf der Reise rasteten, solche Gefäße zu verschiedenem Gebrauch. Er brach an den rötlichen Balsamranken die fleisförmigen Blätter ab, und hängte solche Bastflaschen daran, um die ausfließenden Balsamtropfen zu sammeln, die sie mit auf die Reise nahmen. — Nachdem ihre Begleiter einen rührenden Abschied genommen, verweilte die hl. Familie noch mehrere Stunden daselbst. Die hl. Jungfrau wusch und trocknete einiges Geräte; sie erquideten sich an dem Wasser und füllten den Schlauch zur Reise, die ich sie dann auf der allgemeinen Heerstraße antreten sah.

Ich sah sie in vielen Bildern auf dieser Heimreise und immer ohne Gefahr. Der Jesuknabe, Maria und Josef hatten eine Scheibe von dünner Baumrinde auf dem Kopf mit einem Tuch unter dem Kinn befestigt, um sich gegen die Sonne zu schützen. Jesus hatte sein braunes Röschchen an und trug ganze Schuhe von Bast, die ihm Josef verfertigt hatte; Maria hatte

nur Sohlen. Ich sah sie öfters bekümmert, weil dem Jesuknaben das Gehen in dem heißen Sand so beschwerlich war. Ich sah sie oft stille stehen und ihm den Sand aus den Schuhen schütteln. Er mußte oft auf dem Lasttier sitzen, um auszuruhen.

Sie kamen durch mehrere Städte, deren Namen mir entfallen sind, auch über ein Wasser, das vom roten Meer zum Nil geht. Josef wollte eigentlich nicht wieder nach Nazareth ziehen, sondern sich in seiner Vaterstadt Bethlehem niederlassen, war jedoch unschlüssig, weil er im gelobten Lande hörte, daß nun Archelaus über Judäa regiere, welcher auch sehr grausam war. Ich sah, daß die hl. Familie in Gaza angekommen, gegen drei Monate dort verweilte. Nun erschien dem hl. Josef wieder ein Engel im Traume und gebot ihm, nach Nazareth zurückzukehren, was er auch sofort tat. Anna lebte noch; sie und einige Verwandte hatten vom Aufenthalt der hl. Familie gewußt. Die Rückkehr aus Aegypten geschah im Monat September; Jesus war nicht ganz acht Jahre alt.

Ich hatte auch einen Blick auf die hl. Familie, wie sie aus Aegypten nach Judäa zurückkam. Ich sah sie auf einer Straße durch die Wüste, etwa zwei Stunden von der Höhle des Johannes entfernt. Der Knabe Jesus, zwischen Maria und Josef wandelnd, schaute nach der Gegend hinüber, und ich sah, daß seine Seele nach Johannes sich wendete. Zugleich sah ich Johannes in seiner Höhle betend. Ein Engel in Gestalt eines Knaben trat zu ihm und sagte, dort ziehe der Heiland vorüber. Ich sah Johannes aus der Höhle hinaus mit ausgebreiteten Armen nach der Gegend eilen, wo sein Heiland vorüberwandelte. Er hüpfte und tanzte vor Freude. Es war dieses Bild ungemein rührend.

Die Höhle des Johannes lag hier tief in einem Hügel; sie war nicht viel breiter als sein Lager, aber ziemlich tief einwärts. Er schwang sich durch eine kleine Oeffnung heraus. Oben schräg war ein Lichtloch. In der Höhle sah ich auf einem Rohrgestell Honigwaben und getrocknete Heuschrecken, die gelb und gespreizt und wohl so groß wie Krebse waren. Johannes hatte sein Fell umhängen. Der Engel, der zu ihm kam, war wie ein Knabe seines Alters. Ich habe ihn früher kleiner und später größer bei ihm gesehen; es war, als wachse er ordentlich mit ihm auf. Er erschien und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Ein Ruf ins Kloster.

Die ganze Umgebung Anna Katharinas, Freunde, Eltern und Geschwister, boten alles auf, sie von ihrem Vorhaben, in ein Kloster zu gehen, abzubringen. Die Meisterin (eine Näherin in Koesfeld), bei der sie arbeitete, sagte zu ihr eine solche Vorliebe, daß sie unter Bitten wiederholt den Antrag stellte, sie wolle im ehelosen Stande bleiben und alles mit ihr teilen, wenn Anna Katharina sich entschließen könnte, sie nie mehr zu verlassen. Sie war nämlich durch deren Frömmigkeit so gerührt, daß sie daran dachte, in Gemeinschaft mit

Anna Katharina bis an ihr Ende unter frommen Uebungen ein zurückgezogenes Leben zu führen. Diese aber ließ sich nicht irre machen und lehnte das freundliche Anerbieten mit so einleuchtenden Gründen ab, daß das gute Einvernehmen nie gestört wurde.

Schwerer wurde es ihr, dem verstärkten Drängen der Eltern Widerstand zu leisten. Diese kamen auf den Gedanken, die Sehnsucht ihrer Tochter nach dem Kloster würde sich verlieren, wenn sie mehr zur Teilnahme an weltlichen Lustbarkeiten genötigt würde. Sie sollte also gezwungen werden, mehr unter die Leute und selbst an öffentliche Unterhaltungsorte zu gehen; und es vereinigten sich ihre Altersgenossen und Bekannten mit den Eltern, um sie dahin zu bringen. Ziel es Anna Katharina überhaupt schwer, jemand eine Bitte abzuschlagen, so schien es ihr vollends eine Unmöglichkeit, die bekümmerten Eltern immer zurückzuweisen, so oft sie mit dem Versuche nahen, sie mit einem der Geschwister zu einer Tanzbelustigung zu nötigen. Zweimal gab sie mit innerem Widerstreben denselben nach, indem sie hoffte, durch diese Nachgiebigkeit vor weiterem Drängen verschont zu werden. Sie selbst erzählte hierüber:

„Mein älterer Bruder wollte einmal gar zu gern, daß ich mit ihm zum Tanze gehe; da ich es aber nicht tat, und es ihm strenge abschlug, ward er böse, zankte mit mir und rannte in großem Unwillen zum Hause hinaus. Er kam aber gleich wieder herein, weinte heftig, warf sich in Gegenwart der Eltern vor mir auf die Kniee und bat mir seine Heftigkeit ab. Wir waren sonst nie uneinig gewesen und sind es auch nie mehr geworden. Als ich aber einmal aus falscher Nachgiebigkeit mich zu solcher Gesellschaft verleiten ließ, befiel mich die höchste Traurigkeit und ich folgte in halber Verzweiflung dahin nach. Mit meiner Seele war ich zwar nicht gegenwärtig, aber es war mir vor Pein, als wäre ich in der Hölle. Es riß mich wieder fort, daß ich mich gar nicht mehr halten konnte; und doch gab ich aus Furcht, als schide es sich nicht, als mache ich Aufsehen, wieder nach und blieb länger. Dann war es mir, als rufe mich mein göttlicher Bräutigam hinaus und ich entfloß dennoch. Ich sah umher, suchte und fand unter Bäumen meinen Bräutigam trauernd und zürnend, mit entstelltem Antlitz, ja ganz blutig. Er sagte zu mir: „Wie treulos bist du! Wie vergiffest du mich! Wie hast du mich mißhandelt! Kennst du mich nicht mehr?“ — Da flichte ich um Vergebung und erhielt, was ich zur Verhütung von Sünden anderer

tun sollte. Ich mußte in einem Winkel knieend mit ausgebreiteten Armen beten, oder mußte auch an Orte gehen, wo Sünden zu verhindern waren.“

„Als ich mich noch einmal zu einer Lustbarkeit aus ungerechter Nachgiebigkeit hatte hincerren lassen, da wurde die Gewalt, die mich wieder davon fortriß, immer größer, je mehr meine Gespielfinnen mich aufhalten wollten. Ich floh, und es war mir, als wolle die Erde mich verschlingen; ich war unaussprechlich betrübt. Kaum war ich aus dem Stadttor und auf dem Wege nach Hause, als eine wunderbare Frau zu mir kam, die mich ernst anredete: „Was hast du getan? Wie lebst du? Du hast dich mit meinem Sohne verlobt, und sollst nun keinen Teil mehr an ihm haben!“ — Nun trat auch der Jüngling entsetzt und traurig zu uns und seine Barmherzigkeit durchschnitten mir das Herz, daß ich in so schlechter Gesellschaft sei, während er leidend auf mich harre. Ich meinte, vor Schmerz zu sterben, und flehte zu seiner Mutter, für mich um Vergebung zu bitten und versprach, nie mehr so nachgiebig zu sein. Sie bat für mich; ich erhielt Verzeihung und versprach nochmals, nie mehr in solche Gesellschaften zu folgen. Da verließen sie mich. Ich war in vollem wachem Bewußtsein, und sie hatten mit mir gesprochen, wie andere lebende Menschen. Ich war zum Tode betrübt und ging laut weinend nach Hause. Am andern Morgen wurde ich geschmäht, daß ich allein davor gelaufen war.“



Auf dem Kreuzweg in Mariannhill rastende Kaffernmädchen.

„Endlich erhielt ich Ruhe. Es fiel meinem Vater ein Buch in die Hände, worin er las, daß die Eltern ihre Kinder nicht zu solchen Lustbarkeiten anhalten dürften. Er wurde darüber so bestürzt, daß er bitterlich weinte und sagte: „Gott weiß es aber, wie gut ich es gemeint habe!“ Ich selbst mußte ihn dann trösten, so gut ich es konnte.“
(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt.

Von R. S.

(Fortsetzung.)

Ich erhob mich und ging nach meiner Schlafstelle zurück, meinen Hut zu holen. Bei meiner Rückkehr fand ich Herrn Carson — denn das war nun einmal sein Name, obgleich er ihn nicht mehr hören konnte — bei Stella. Er fühlte sich jetzt wohler, wie er sagte, und wollte uns begleiten, wenn ihm Stella den Arm böte.

So brachen wir auf. Hinter uns kam Hendrika mit Tota und Indabasimbi. Den alten Mann konnte

nichts ermüden, er war wieder munter und frisch, als hätte er eine ganze Woche lang geruht. Die Aussicht von der Plattform war ebenso schön und entzückend, wie vom Tale aus. Wie schon bemerkt, blickten die Marmorbauten gen Westen, sodaß die ganze obere Terrasse bis gegen 10 Uhr vormittags im Schatten des großen Berges lag, was in diesen Breitengraden als besonderer Vorzug gilt.

Erst gingen wir durch den Garten, der wundervoll gepflegt war und einer der ertragreichsten war, die ich je gesehen hatte. Drei oder vier Eingeborne arbeiteten darin, und sie alle begrüßten meinen Gastwirth mit dem schönen Namen: „Baba“ (Vater). Dann besuchten wir die beiden andern Gruppen der Marmorbauten. Einige davon waren zu Ställen und Außengebäuden benützt, die andern waren verschiedene Vorrathshäuser, den Mittelbau dagegen fand ich zu einer Kapelle eingerichtet. Herr Carson leitete nämlich, obschon er kein Priester war, eine Art Mission. Die meisten Eingebornen waren flüchtig und Schutz suchend zu ihm gekommen. Er unterrichtete und taufte sie und nahm auch die Trauungen derer vor, die sich zur Monogamie verstanden.

Als wir diese wundervollen Ueberbleibsel des Alterthums besichtigten, die Orangenbäume, Weinstöcke und Obstbäume bewundert hatten, die bei dem herrlichen Klima und dem fruchtbaren Boden wunderbar in die Höhe schossen, stiegen wir zur zweiten Terrasse hinab und sahen hier eine seltene Landwirtschaft in vollem Gang. Ich glaube, es war die beste Farm, die ich je in Afrika gesehen hatte. Da war der denkbar beste Humus und Wasser in Fülle und Fülle. Das Wiesenland unten im Tale bot eine herrliche Weide für ganze Herden von Kühen, Ochsen, Schafen, Ziegen und Pferden, und weiter oben war das schönste Ackerland für alle Arten von Feldfrüchten. Tatsächlich verwandten die umwohnenden Schwarzen auf deren Bebauung allen Fleiß. Der ganze Platz wurde von Herrn Carson in korporativem System verwaltet, d. h. er begnügte sich mit dem Zehnten des Ertrages. Was hätte er auch in dieser abgelegenen, von unendlichem Ueberfluß zeugenden Gegend mit etwaigen Mehreinnahmen anfangen sollen? Dagegen waren die hier festhaften Eingebornen, die sich übrigens „Kinder des Thomas“ nannten, in der glücklichen Lage, sich auf leichte Weise ein recht ansehnliches Besitztum aneignen zu können. Dazu lebten sie in ganz patriarchalischer Weise beisammen. Alle ihre Streitigkeiten wurden vor ihren „Baba“ gebracht; er war in allem ihr Richter. Gewisse Fehler wurden mit Einspernung bestraft, andere mit Entziehung von Gütern; schwere Uebertretungen aber mit Ausweisung aus der Gemeinde, eine Strafe, die dem Schuldigen beinahe so entsetzlich war, wie für unsere Stammesleute die Vertreibung aus dem Paradies.

Der alte Herr Carson lehnte sich auf den Arm seiner Tochter und betrachtete die Szene mit sichtlicher Freude. „Ist es nicht ein hübsches Stück Arbeit, das wir hier zustande gebracht haben, Allan Quatermain?“ begann er. „Als ich mich von der verkehrten Welt und ihren täuschenden Freuden zurückzog, führte mich die Vaterhand Gottes hieher in diesen verborgenen Winkel der Erde. Als ich kam, fand ich nichts als die Marmorbauten, die Wasserfälle, Dornengebüsch und wildes Gras. Ich nahm die alten Wohnungen in Besitz, reinigte das Feld und pflanzte den Orangenhain. Anfangs hatte ich nur ein paar Eingeborene bei

mir; mit der Zeit kamen andere hinzu, und jetzt besteht mein Stamm aus Tausenden. Hier leben wir nun in Glück und Frieden wie im Paradies. Der Himmel hat mich reichlich gesegnet, und ich habe mehr, als ich brauche. Leider gestatten mir meine Kräfte nicht, noch weiter mit Ihnen zu gehen; doch wenn Sie den Marmorbruch sehen wollen und den Eingang zu den alten Minen, so wird Stella die Güte haben, Ihnen beides zu zeigen. . . . Nein, nein, mein Kind, Du brauchst mich nicht zu begleiten. Sieh, einige der Indunas warten auf mich!“

Mit diesen Worten empfahl er sich; wir aber gingen dem einen Fluß entlang und kamen nach kurzer Wanderung nach dem Marmorbruche, aus dem in längst vergangenen Zeiten das Material zu den hübschen, soliden Bauten genommen worden war. Die Schnittfläche zeigte eine sehr starke Lage des weissesten und schönsten Marmors. Nur in Natal habe ich einmal einen ähnlichen Bruch zu Gesicht bekommen. Wer mag einst hier gearbeitet, wer die schönen Bauten aufgeführt haben? Niemand konnte es mir sagen. Die einzige Reliquie dieser längst dahingegangenen Arbeiter fand ich Stella; es war eine höchst vollendete bronzene Spitzhade. Nun kletterten wir am Abhange des Hügels hinauf, bis wir zum Eingang in die alten Minen kamen. Man nimmt allgemein an, es seien Silberminen gewesen. Die Schlucht war lang und eng, und in dem Augenblicke, da wir sie betraten, erhob sich von allen Seiten ein so ohrenbetäubendes Gebrüll, daß wir alle mit Entsetzen zusammenfuhren. Der ganze Ort war nämlich voll von Pavianen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit an den steilen Wänden auf- und abkletterten und eine Zuchtlosigkeit bekundeten, die mir ganz unheimlich vorkam.

Stella erblaute und hing sich furchtbar an meinen Arm. „Ich weiß nicht, wie das kommt“, sagte sie, „ich bin sonst weder nervös, noch furchtsam, allein ich kann den Anblick dieser Tiere nicht ertragen, seit sie den armen Hendrik töteten. Es kommt mir gerade vor, als sei etwas Menschliches oder gar Teuflisches an ihnen.“

Mittlerweile kamen die Paviane immer näher heran, und es war, als redeten sie miteinander. Tota begann zu weinen, während Indabasimbi und ich uns der Sache gegenüber so kühl benahmen, als wir eben konnten. Nur Hendrika stand gelassen da und blickte mit ihrem Affengesicht die boshaften Ungeheuer mit gleichgültigem Lächeln an. Plötzlich rief sie die toten Gefellen laut an. Sofort hörten sie mit ihrem Gebrüll auf, als gehorchten sie einem Befehl. Dann redete sie Hendrika an, d. h. sie machte einen Lärm genau so, wie die Paviane. Ich habe Buschmänner und Hottentotten gekannt, die mir versicherten, sie könnten mit Pavianen sprechen, und verstanden deren Sprache, was ich aber nie glauben wollte. Nun war ich mit maßlosem Staunen Zeuge, wie diese Paviansfrau mit ihren ehemaligen Genossen sprach. Sie begann ein Grunzen, Stöhnen und Schnalzen, und dann kam eine Menge so häßlicher Laute aus ihrem Munde, daß es sich einfach jeder Beschreibung entzieht. Wie es mir schien, hielt sie eine Strafrede an die Paviane, die ihr aufmerksam zuhörten. Einer von ihnen grunzte eine Antwort zurück, und dann verzog sich der ganze Rudel in die zahllosen Schluchten der Berge.

Wir alle waren im höchsten Grade erstaunt. Ich mochte Hendrika nicht fragen, denn ich wußte, sie hätte mir doch keine Antwort gegeben. Als wir die erste

Hütte erreichten, ging Stella hinein und Hendrika folgte ihr. Mich aber zupfte Indabasimbi beim Ärmel und sprach: „Matumasan, diese Paviensfrau ist ein Teufelsweib. Sei vorsichtig! Sie liebt Stella und ist im höchsten Grade eifersüchtig. Darum noch einmal, sei vorsichtig, sonst wird sie großes Unheil über Dich bringen!“ —

3. Kapitel.

Es fällt mir schwer, den Zeitraum zu beschreiben, der zwischen meiner Ankunft am Babyan-Beak und meiner Heirat mit Stella liegt. Ich glaube, wir liebten uns vom ersten Augenblick an, obschon wir nie ein Wort von Liebe sprachen. Tag für Tag ging ich mit ihr auf der Farm umher, nur von Hendrika und der kleinen Tota begleitet, während sie die tausenderlei Geschäfte erledigte, die ihr wegen der zunehmenden Schwäche ihres Vaters auferlegt wurden. Später besorgte ich selbst das meiste, und sie begleitete mich.

Am Abend setzten wir uns dann zusammen und hörten ihrem Vater zu, wie er uns vorlas, bald Geschichten, bald Dichterwerke oder sonst etwas. Fühlte er sich nicht wohl, so nahm Stella das Buch. Zuletzt sprach Herr Carjon ein kurzes Gebet, und wir trennten uns, bis uns der Morgen wieder die glückliche Stunde des Wiederfindens brachte.

So gingen Wochen dahin, und mit jeder lernte ich Stella besser kennen. War es die Einsamkeit, die ihr solche Tiefe und solche Sanftmut gegeben hatte? Mag sein, jedenfalls hatte auch die treffliche Erziehung ihres Vaters viel dazu beigetragen. Endlich kam der Tag, an dem wir uns unsere Liebe gestanden. Wir waren den ganzen Morgen beisammen gewesen, aber nach Tisch fühlte sich Herr Carjon so unwohl, daß Stella bei ihm blieb. Beim Abendtisch trafen wir uns wieder; nach demselben ließen wir Herrn Carjon auf seinem Sofa schlummernd zurück; Tota, die sich mit Stella sehr befreundet hatte, war zu Bett gebracht worden. Es war ein ungemein schöner, lieblicher Abend; ohne ein Wort zu reden, gingen wir durch den Garten bis zum Orangenhain und setzten uns dort auf einen Felsblock nieder.

Stella fing mit ihrer sanften Stimme zu plaudern an, erzählte mir von ihrem Leben in der Wildnis, wie sie es nach und nach lieb gewonnen, wie ihre Gedanken allmählich reicher geworden und wie sie sich jetzt die große, rastlose Welt ausmale, die sie nie gesehen, und die ihr nur aus Büchern bekannt war. Es war eine seltsame Vorstellung, die sie vom Leben hatte. Die Dinge glichen darin mehr einem Traum, als der Wirklichkeit. Die Vorstellung großer Städte, wie z. B. Londons, hatte für sie etwas ganz Bezauberndes. Sie konnte sich kaum das Treiben dort vorstellen mit all' dem Lärm und der drängenden Eile, den dichten Menschenmassen, die einander ganz fremd sind, die fieberhaft nach Reichtum und Vergnügen rennen, und wobei einer den andern in herzloser Eigenliebe zu Boden tritt.

„Wozu denn das alles?“ fragte sie ernst. „Was suchen denn diese Leute, da sie doch nur kurze Zeit zu leben haben und weshalb vergeuden sie ihre Kräfte so?“

Ich sagte ihr, daß die harte Notwendigkeit die Mehrzahl der Menschen so vorwärts treibe, allein sie konnte das nicht begreifen. Sie hatte eben immer, auch hier in der Einsamkeit, in vollem Ueberfluß gelebt, und wußte also nicht, daß es Millionen auf Erden

gebe, die von Tag zu Tag kaum wissen, wie sie ihren Hunger stillen sollen.

„Ich habe gar kein Verlangen, dorthin zu gehen“, fuhr sie fort; „ich glaube, ich würde erschrecken und mich halb zu Tode ängstigen.“ — „Ich dachte, Sie hätten hierüber früher anders geurteilt“, sagte ich, „denn Sie gestanden mir offen, daß Sie sich so einsam fühlten.“ — „Das tat ich auch“, entgegnete sie in kindlicher Unschuld, „aber das war, ehe Sie zu uns kamen. Jetzt fühle ich mich gar nicht mehr einsam.“

Diese Worte gaben mir den Mut, ihr meine Liebe zu erklären. Sie erwiderte nichts, sondern legte nur zustimmend ihre Hand in die meine.

Wie im Traume stand ich auf, Stella noch immer an der Hand haltend. — Da fiel mein Auge auf etwas, das weiß durch das Blätterwerk des nahen Orangenhuses schimmerte. Wie ich näher hinsah, bewegte der Wind die Blätter, und das Mondlicht beleuchtete das fahle Gesicht Hendrikas. Das unheimliche Gesicht warf mir so haßerfüllte Blicke zu, daß ich unwillkürlich darob erschauerte. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden, und gleich darauf hörte ich zwischen den Felsen hinter uns einen Pavian heulen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Joseph als Klosterverwalter.

Ein Bischof von Frankreich, wollte in einer Stadt Ordensschwestern einführen, war aber selbst, da er erst Bischof geworden und die Zeit der Revolution vorausgegangen, arm und konnte nicht den Schwestern helfen, wie er wünschte. Sie errichteten ein Pensionat, litten aber im Anfange oft große Not. Eines Tages kam eine Schwester zur Oberin und bat um Geld für die Kranken des Hauses. Die Oberin fand nur noch 2 Sous (ein Sou ist etwa 1 Cent). Sie gab der Schwester einen Sou und ging traurig in die Kapelle. Was sollte sie mit einem Sou anfangen für eine ganze Klostergemeinde? Da kam ihr ein eigentümlicher Gedanke. Sie kniete nieder vor der Statue des hl. Josef und betete: „O hl. Josef, du hast auch die Armut in ihrer Bitterkeit gefühlt in Nazareth und Aegypten, aber du hast es doch Maria und Jesus an nichts fehlen lassen. Siehe, ich wähle dich zum Nährvater und Verwalter des Klosters und übergebe dir zum Zeichen meines kindlichen Vertrauens den letzten Sou, unsere ganze Barschaft. O komm uns zu Hilfe!“ Sprach's, und legte den Sou in die Hand der Statue. Es dauerte nicht lange, da tönte die Glocke, und ein Herr erschien, der der Oberin mitteilte: „Ich habe für Sie gearbeitet, aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, Sie haben mich zweimal bezahlt. Hier nehmen Sie das Ihrige, und er legte 40 Franken hin. — Bald darauf kam eine reiche Dame, meldete ihre Tochter als Pensionärin und bezahlte das Kostgeld im voraus. — Ihr folgten am selben Tage noch drei andere nach.“

Nach einigen Jahren schrieb die Oberin: „Wir besitzen jetzt ein großes, schuldenfreies Kloster, aber der Sou ist immer noch in der Hand des hl. Josef. Fast jede neueingetretene Postulantin findet ihn beim Abstauben der Statue und bringt mir ihn gewöhnlich mit den Worten: Ehrw. Mutter, ich habe einen Sou gefunden. — Wo? — In der Hand des hl. Josef. — Legen Sie ihn nur wieder hin, dort ist sein Platz. St. Josef ist unser Klosterverwalter — und ich erzähle ihr dann diese Geschichte.“